

Nr. 249. **Bromberg, den 31. Oktober.** 1[illegible]4

Der Tiger vom Mercato.

Ein Roman aus dem dunkelsten Neapel.

Von **Hans Possendorf.**

(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Wie habt Ihr mich denn eigentlich nach so langer Zeit wiedererkannt?“ lenkte der Priester ab. „Zum Parochialbezirk von San Giovanni Maggiore gehört Ihr doch nicht? Ich kenne ja fast jeden Menschen aus diesem Viertel.“

„Nein, ich wohne im Mercato-Viertel, Don Filippo. Aber ich bin Euch doch in den vielen Jahren öfters mal auf der Straße begegnet.“

Eine kleine Pause entstand, und Raffaele machte Miene, sich zu verabschieden.

„Aber bleibt doch, bitte, noch ein wenig!“ lud ihn Don Filippo freundlich ein. „Kommt, setzt Euch! Ich habe Euch noch manches zu fragen.“ — Er schob seinen Arm unter den Raffaeles und führte ihn zum Tisch. — „Ihr werdet mir nicht abschlagen, ein Glas Wein mit mir zu trinken, nicht wahr?“ — Er holte zwei Gläser herbei, suchte unter seinem Vorrat eine Korbflasche mit einem besonders guten Wein hervor, schüttete mit einem Schwung die als Verschluß dienende Ölschicht auf den steinernen Fußboden und schenkte dann ein.

Raffaele hatte sich widerstrebend, aber einem unerklärlichen Zwange folgend, der Einladung gefügt. Nun tat er einen kleinen Schluck, dann noch einen und nun goß er plötzlich das ganze Glas in einem Zuge hinunter. „Alle Wetter! Das ist ein seltener Tropfen!“ rief er dann munter aus und hatte mit einem Male seine ganze Sicherheit wiedergewonnen.

„Wenn man einen Gast zu sich lädt, muß man ihm doch auch etwas Gutes vorsetzen!“

„Ihr hättet mich zu Euch geladen?“

„Gewiß! Habe ich nicht damals den kleinen Jungen aufgefordert, mich einmal zu besuchen? — Und nun freue ich mich, daß er doch gekommen ist, — wenn auch etwas spät. Zehn Jahre werden es wohl sein,“ — Er schenkte Raffaele von neuem ein.

„Ich glaube, es ist länger her, Don Filippo. Zwölf Jahre sind wenigstens seit dem Tode meiner Mutter vergangen.“

„Und Euer Schwesterchen, das die Nachbarin damals ins Findelhaus bringen wollte, — lebt es noch? Es war ja damals nur so ein Hauch!“

„O, ich habe sie groß gebracht! Ihr würdet Euch wundern, wie gesund und kräftig sie jetzt ist. — Und schön ist sie geworden! Ihr solltet Carmela nur sehen, Don Filippo!“ Raffaeles Augen leuchteten in stolzer Freude auf; sie hatten in diesem Augenblick fast etwas Kindliches.

Mit einem Gemisch von Wohlwollen und Trauer musterte ihn der Priester. „Und wie alt ist denn Eure Schwester jetzt?“

„Genau kann ich es nicht sagen. Sie muß wohl so an die dreizehn Jahre alt sein. Sie wohnt seit zehn Jahren bei Donna Assunta, der Wahrsagerin vom Lavinajo. — Ich weiß nicht, ob Ihr sie kennt.“

„Bei Donna Assunta?“ rief der Priester erstaunt aus. „Da habt Ihr Euch ja eine sonderbare Pflegemutter für Eure Schwester gewählt! Ich kenne sie zwar nicht persönlich, aber ich habe genug von ihr gehört. — — Und Ihr selbst? — Ihr seid Camorrist? — nicht wahr?“ Und wieder blickte er dem Verbrecher mit jenem forschenden und doch milden Ausdruck tief in die Augen.

Aber diesmal senkte Raffaele nicht den Blick, sondern schaute dem Priester ohne Scheu ins Gesicht und sagte fast stolz: „Jawohl, das bin ich! Und zwar ein recht bekannter. Man nennt mich: „Raffaele, den Tiger vom Mercato!“

Don Filippo war aus seiner bequemen Stellung emporgefahren und starrte seinen Gast fast entsetzt an. — Oft hatte er diesen berüchtigten Namen von dem kleinen Volke seines Bezirkes nennen hören. — Aber nur einen Augenblick währte seine Betroffenheit, einen der gefährlichsten Camorristen Neapels in seiner eigenen Wohnung vor sich zu haben. Dann sagte er ruhig: „Wie traurig! Ihr hättet zu etwas Besserem getaugt. Das sehe ich Euch an. — Sagt, glaubt Ihr denn nicht an Gott und an unseren Heiland und an die heilige Jungfrau?“

„Gewiß doch, Don Filippo. Ich glaube an sie, — so gut wie jeder andere.“

„Und doch tut Ihr Euren Mitmenschen, — dem Volke, unter dem Ihr lebt, ohne Scheu soviel Böses an?“

„Dem Volke?“ — Raffaele war aufrichtig erstaunt. — „Was tun wir ihm denn zuleide? Wer hat es denn von jeher schändlich vernachlässigt und in seinem Elend verkommen lassen? — Die Regierung! Der Staat! — nicht wir, nicht die Camorra! Im Gegenteil: Wir helfen ihm! Wir sorgen dafür, daß die Händler einigermaßen angemessene Preise für ihre Waren bekommen! Wir sorgen dafür, daß Arbeitsunfähige unangefochten um Almosen bitten dürfen! Wir sorgen dafür, daß der kleine Mann nach des Tages Arbeit ein Spielchen machen kann, ohne von Halsabschneidern dabei gerupft zu werden! — Wir schützen das kleine Volk vor Ausbeutung und Unterdrückung! — Daß die Camorra dafür eine bescheidene Abgabe nimmt, ist nur recht und billig, und jeder zahlt sie gern, damit er in Ruhe seinen Geschäften nachgehen kann. — Ohne uns wäre das Volk längst vernichtet und verhungert!“

„Er hat nur allzu recht!“ dachte Don Filippo bei sich. Doch zugeben durfte er das nicht! — „Aber die anderen, — die Bürger und der Adel, —“ entgegnete er; „was haben die Euch denn so Arges getan, daß Ihr Euch an ihrem Hab und Gut, — ja, an ihrem Leben vergreift?“

„Wir vergreifen uns an keines Menschen Leben, der sich nicht zuvor an uns vergriffen hat, — sei es durch Gewalt oder durch Verrat. — Und Ihr fragt, was uns die anderen getan haben? — Nichts haben sie getan! Das eben ist ihr Verbrechen! Sie lassen alles gehen, wie es geht. Sie, die doch Einfluß und Macht im Staate haben, sehen es seit Jahrhunderten mit an, wie sich das arme Volk für ein Sündengeld vom frühen Morgen bis in die tiefe Nacht hinein schinden muß wie das Vieh und dabei kaum das nackte Leben erhalten kann.“

Eine ganze Weile schwieg Don Filippo. Aber endlich sagte er: „Sie sind auch nur Menschen und daher selbstsüch-

tig. Und das Volk würde es genau so machen, wenn es heute wohlhabend würde und die anderen verarmten. Wir sind allzumal Sünder! — Aber vergeßt doch auch nicht ganz das Gute, das die Wohlhabenden für das Volk getan haben! Denkt an all die wohltätigen Einrichtungen, — an . . ."

„Ja, ich denke daran, Don Filippo, — besonders an eine dieser wohltätigen Einrichtungen: an den Camposanto vecchio!" unterbrach ihn Raffaele. Er war aufgesprungen, und ein wilder Haß stand plötzlich in seinen funkelnden Augen. „Zeitlebens denke ich an die Wohltat, die man dem armen Körper meiner toten Mutter hat widerfahren lassen! Mit fremden, nackten Kindern, mit zerlumpten Strolchen und halbnackten, verdorbenen Frauenzimmern, — ja, mit noch Schlimmeren zusammen haben sie meine Mutter in eine jener schauerlichen Gruben geworfen! Kein verrecktes Tier kann man liebloser, roher, entsetzlicher der Erde übergeben! —Ich kann mir nicht denken, daß unser Erlöser und die Madonna und die Heiligen auf jener Seite stehen! — Jawohl, Don Filippo: ich glaube an sie! — und sie haben mich bisher auch noch nicht im Stiche gelassen!"

„O, wie verblendet Ihr seid!" — Don Filippo seufzte tief. — „Wie gern wollte ich Euch helfen, auf andere Bahnen zu kommen, wenn Ihr wenigstens den guten Willen hättet, von diesem verbrecherischen Leben abzulassen!"

„Es geht nicht, Don Filippo!" Raffaele hatte es leise und fast traurig, aber mit unbeugsamer Entschiedenheit gesagt. „Ihr könnt das nicht begreifen. Aber glaubt mir, ich bin zu tief verwurzelt in meinem Boden. Reißt Ihr mich da heraus, so bin ich gar nichts mehr. — Nein, nein, — laßt mich meinen Weg weiter gehen! Es ist für mich der einzig richtige. — Aber wenn Ihr Euch jemandes annehmen wollt, so erlaubt mir, daß ich Euch Carmela, meine Schwester, einmal bringe! Sie ist bei Donna Assunta sicher gut und liebevoll versorgt. Aber ich möchte doch, daß auch noch andere Einflüsse auf sie wirkten. Oft schwebe ich in Angst, daß sie — sollte mir einmal etwas zustoßen — auf die Bahn des Lasters geraten könnte. Ich kenne das Leben gut und habe gerade in dieser Beziehung schon allzuviel Trauriges gesehen." — Ein verzweifelter Ausdruck von Angst und Sorge war in das sonst so harte und hochfahrende Antlitz Raffaeles getreten, und er ließ den Kopf wie ermattet auf die Brust sinken.

Don Filippo hatte ihn bewegt angehört. Nun sagte er freundlicher: „Gern will ich mich Eurer Schwester annehmen, wenn Ihr sie mir bringt. Geht sie denn in die Kirche und in die Schule?"

„In die Kirche geht sie gern und oft. Sie ist trotz ihrer Wildheit ein gutes und frommes Kind. — Aber mit der Schule ist's noch nicht viel geworden. Ich habe früher nie daran gedacht, daß es für sie gut sein könnte, lesen und schreiben zu lernen. Ich selber habe ja auch nie eine Schule besucht und nehme es doch mit so manchem gelehrtem Jüngelchen auf. Aber heute bin ich doch der Ansicht, daß Carmela, wenn sie etwas gelernt hat, eher einmal einen braven und tüchtigen Mann bekommen kann. Denn, offen gestanden: Wenn ich auch nicht durchaus dagegen wäre, daß sie einmal einen angesehenen Camorristen heiratet, — lieber wäre es mir doch, wenn sie später ganz aus diesem Kreise heraustreten würde. Die Gefahren für eine Frau sind da doch allzu groß." —

„Nun, das bißchen Lesen und Schreiben, das will ich ihr wohl beibringen", erklärte der Priester, froh, dazu beitragen zu können, wenigstens diese Seele vor dem sicheren Verderben zu retten.

„Don Filippo, Ihr tut mir zum zweiten Male in meinem Leben ganz unverdientermaßen Gutes. Glaubt mir, daß es mir aufrichtig leid tut, Euch meine Dankbarkeit nicht beweisen zu können, indem ich mein Leben von Grund auf ändere, aber . . . es geht nicht . . . glaubt mir, Don Filippo . . ., es geht wirklich nicht! Ich wäre dann kein ganzer Mensch mehr — weder ein guter, noch ein schlechter. Und ich glaube, daß es doch die Hauptsache im Leben eines jeden Menschen ist, das, wozu er von Natur aus veranlagt ist, ganz zu werden, — im Guten oder im Schlechten." — Stockend und nach dem Ausdruck suchend, hatte der sonst so Redegewandte gesprochen.

Dem Priester war der schwere innere Kampf dieser verirrten Seele nicht entgangen. Bewegt streckte er ihm die Hand zum Abschied entgegen: „Noch gebe ich Euch nicht auf. Aber vielleicht habt Ihr insofern recht, als Ihr erst ganz hindurch müßt durch all das Schreckliche. Gottes Wege sind oft wunderbar; wir verstehen sie meist erst viel später. — Und nun kommt bald und bringt mir Euer Schwesterchen!" Und damit reichte der Geistliche dem Verbrecher die Hand zum Abschied.

5.

Die Mercato-Abteilung der Camorra schickte sich an, eine wichtige Feier zu begehen; die Ernennung einer Anzahl bewährter „Ehrenjungen" zu „Picciotti". Die Zeremonie sollte in dem Hinterraume einer Camorristenkneipe vor der Porta Nolana stattfinden, und ihr Beginn war auf ein Uhr nachts festgesetzt. Aber schon um Mitternacht fanden sich die ersten Teilnehmer ein, denn es galt als Regel, bei solchen Gelegenheiten in größeren Abständen zu kommen, um nicht die Aufmerksamkeit der Patrouillen zu erregen. Auch waren alle Zugangswege zu dem Versammlungsort von „Pfählen" besetzt, um einer Überraschung durch die Polizei vorzubeugen, und der Eingang der Schenke selbst wurde von einem halben Dutzend bis an die Zähne bewaffneter jüngerer Picciotti bewacht; kein Unbeteiligter hätte diese Schwelle lebend übertreten können.

Kurz vor ein Uhr waren die Vollcamorristen und älteren Picciotti der Abteilung, soweit sie sich zur Zeit nicht in Gefängnissen oder in der Verbannung oder unter einer von dem Verbrecherbund selbst verhängten Strafe befanden, vollzählig zur Stelle. Die jüngeren Picciotti und Ehrenjungen hatten zu dieser Feier keinen Zutritt, sondern fanden im Sicherungsdienst Verwendung. In dem niedrigen, gepflasterten Saale standen die Teilnehmer in Gruppen plaudernd umher. Alle waren in Festkleidung und hatten der üblichen Camorristentracht seidene Halstücher und bunte Leibschärpen hinzugefügt. Statt der üblichen Mützen trugen viele von ihnen breitrandige Filzhüte oder Zylinderhüte von einer sonderbaren altmodischen Form. Das Auffallendste aber war, daß diese verwegenen Gesellen heute wie die Weiber mit Schmuck behängt waren. Fast alle hatten sich die Finger voller Ringe gesteckt und dicke goldene Uhrketten angelegt; einige trugen sogar Ohrringe.

Der älteste der Camorristen, der schon einige Male nach der Uhr gesehen hatte, gab jetzt ein Zeichen, und alle Anwesenden stellten sich, nach Rang und Dienstalter geordnet, in einer halbkreisförmigen Reihe auf, in deren Mitte zwei Plätze freigehalten wurden. Kurz darauf erschien ein Ehrenjunge und meldete das Nahen des Capintrito. Die Unterhaltung verstummte, eine feierliche Stille trat ein. Wenige Augenblicke später wurde die Tür des Saales von zwei diensteifrigen Ehrenjungen aufgerissen und, von seinem Schriftführer gefolgt, trat der „große Tore" ein, der seit einigen Jahren das Amt des Capintrito der Mercato-Abteilung bekleidete. Der sonst stets zu Späßen und Narrenpossen aufgelegte riesige Camorrist trug heute eine der Würde der Feier entsprechende ernste Miene zur Schau. Bei seinem Eintritt nahmen alle Anwesenden die Hüte ab und verbeugten sich stumm und ehrerbietig.

„Ich begrüße die geehrte Versammlung!" brach der Capintrito das Schweigen und machte mit der Rechten eine weitausholende theatralische Gebärde.

„Wir begrüßen Euch, Meister!" klang es im Chor zurück.

Der Capintrito und sein Schriftführer traten jetzt in die Reihe auf die für sie freigehaltenen Plätze, und der Halbkreis zeigte nun die folgende Anordnung: Den Mittelpunkt bildete der Capintrito, er befand sich der Eingangstür genau gegenüber. Rechts von ihm stand der dienstälteste Vollcamorrist, und dann folgten die übrigen Vollcamorristen ihrem Dienstalter nach. Links vom Capintrito stand der Schriftführer; dann folgte der jüngste der anwesenden Picciotti, darauf der zweitjüngste, und so fort dem Dienstalter nach. Das Ende des rechten Flügels bildete somit der jüngste Vollcamorrist, das Ende des linken Flügels der älteste Picciotti. Alle Anwesenden hatten die Hüte wieder aufgesetzt, hielten die Arme über der Brust verschränkt und blickten schweigend und ernst vor sich hin.

(Fortsetzung folgt.)

Mundinger hört die Engel singen.

Heitere Skizze von Wilhelm Schussen.

„He, Waldhornwirtin, bringt mir jetzt noch ein allerletztes Glas zur Stärkung für den Fall, daß ich heute nacht wieder ein schönes Fräulein durch den Wald begleiten müßte", prahlte Mundinger.

„Die schönen Fräulein werden wohl lieber bei Tag durch den Wald spazieren als mit so einem alten Graukopf zusammen in der Nacht", versetzte die Wirtin.

„Oho, ich bin doch erst meine fünfzig Lenze alt, und es ist noch gar nicht so lange her, daß ich zwei wunderschöne Fräulein mitten durch einen tiefen Wald begleitet habe oder vielmehr habe begleiten müssen."

„Wer's glaubt, meint, es sei wahr."

„Mein Ehrenwort, es ist so, wie ich sage. Da schoben nämlich zwei wunderhübsche, junge Fräulein ihren schadhaften Zweisitzer vor sich her in den Abend hinein, als ich grad von einem Gutshof herab kam, wo ich Obst pflücken half. Aus Höflichkeit schob ich den Damen das kranke Doppelrad anderthalb Stunden lang über Berg und Tal. Es waren zwei blitzsaubere Jungfern in Hosen und mit kurzen Haaren, die eine so gegen zwanzig, die andere so gegen dreißig. Bis wir den Wald erreichten, war es schon ziemlich dunkel geworden. Auch hatte ich den beiden jungen Dingern unterwegs allerhand von Zigeunern und Räubern, die einst in diesen Wäldern hausten, erzählt. Wie wir nun vor dem Holze standen, fragte mich die Zwanzigjährige zaghaft: „Geht's nun durch diesen finstern Wald? Wie? Und ist er groß? Wie?"

„Ei freilich ‚geht's jetzt durch diesen finsteren Wald, aber er ist gar nicht so finster, wie es den Anschein hat", antwortete ich, „man braucht ja auch kaum anderthalb Stunden. Um diese Zeit ist schwerlich jemand unterwegs, man kann also ziemlich sicher sein, daß nichts passiert."

„Aber wir sind trotzdem froh, daß wir Ihre Begleitung haben", meinte die Dreißigjährige aufatmend.

„Das ist leider nicht von Dauer", entgegnete ich, „denn ich muß leider links abbiegen, weil ich dort oben in einem Hof noch etwas Wichtiges zu tun habe. Und es kann Mitternacht werden, bis ich endlich heimkomme."

„Das ist ja furchtbar, das ist ja schrecklich! Lieber setze ich mich die ganze Nacht hier an den Straßenrand, als daß ich mich knieschlotternd und zähneklappernd durch diesen stockfinsteren Räuberwald hindurchtaste", rief die Jüngere bestürzt aus.

„Vielleicht begegnen Sie doch noch irgend einem Auto, das Sie mitnimmt", tröstete ich die schönen Kinder.

„Das ist unter Umständen noch schlimmer. Liest man doch tagtäglich die haarsträubendsten Sachen von neumodischen Banditen, die im Auto daherkommen", versetzte die Ältere.

„Müssen Sie denn unbedingt auf diesen Hof hinauf?"

„Leider, leider", antwortete ich.

„Läßt es sich denn gar nicht anders einrichten?" flehte die Zwanzigjährige mich an.

„Leider nicht, leider nicht", sagte ich noch einmal.

„Aber was machen wir denn bloß? O, was gäben wir darum, wenn Sie mit uns gingen!" fuhr die Zwanzigjährige fort.

Da dachte ich: Wahrscheinlich haben diese wunderschönen Hosenfräulein allerlei feine Sachen bei sich oder blüht dir nun sonst ein unverhofftes Glück.

„Können Sie es denn wirklich um gar keinen Preis einrichten?" fing die Jüngere wieder an.

„Kaum, kaum, leider, leider", sagte ich diesmal.

„Sie würden es sicherlich nicht bereuen", schwur das junge hübsche Ding. Da wurde mir ganz absonderlich zumute, denn man hat doch ein gutes Herz, oder nicht?

„Sie dürfen bloß angeben, was Sie wünschen", flehten nun alle beide.

„Das steht ganz bei Ihnen", sagte ich bescheiden.

„Gehen Sie also mit?" frohlockte die Zwanzigjährige.

Mir pochte in diesem Augenblick das Herz wie einem verliebten Jüngling.

„Ja, wie sollen wir Sie denn nur gleich belohnen?"

„Das steht ganz bei Ihnen", sagte ich wie vorhin.

„Das wird sich schon finden", erklärte die Dreißigjährige.

„Es wäre mir aber doch lieber, wenn ich es jetzt schon erführe", meinte ich.

„Aber so sagen Sie doch bitte, was Sie wünschen! Wollen Sie Quittenmarmelade? Oder Keks? Oder Schokolade?" fragt die Jüngere.

„Nein", antwortete ich bestimmt.

„Oder Geld?" fragte die Ältere.

Aber da fiel mir ein, daß ich ja überhaupt gar nichts auf dem Gutshof dort oben zu tun hatte, schon deshalb nicht, weil überhaupt kein Hof dort oben stand, und aus meinem guten, biederen, treuen Herzen heraus sagte ich also: „Nein, Geld will ich bestimmt keines, so schlimm bin ich denn doch nicht."

„Du lieber Himmel ... Was haben wir denn bloß alles bei uns? Wollen Sie ein Fläschchen Kölnisch Wasser für Ihre Frau oder Zahnpasta?" meinte die Zwanzigjährige.

„Nicht in die Hand!" erklärte ich noch entschiedener.

„Oder spanische Fliederseife?"

„Oho!" rief ich aus.

„Du lieber Himmel! Wenn wir nur wüßten, womit wir Ihnen eine Freude machen könnten."

Sie flüsterten einander aufgeregt zu und verhandelten lange und heimlich miteinander, so daß mir fast schwindelig wurde vor Spannung, was nun ich endlich als Lohn bekommen sollte.

„Ich habe da eine sehr ansehnliche Busennadel", meinte die Ältere. Doch ich schüttelte auch diesmal den Kopf und wollte gerade schwören, daß ich denn doch noch lange nicht so schlimm sei, wie ich aussehe und selbstverständlich also auch keine schöne Dame ihrer ansehnlichen Busennadel berauben wolle. Aber ich kam jetzt überhaupt nicht mehr zu Wort. Denn nun flog mir plötzlich diese wirklich ganz allerliebste Zwanzigjährige an den Hals, umarmte mich regelrecht und küßte mich halb zornig, halb schmeichelnd so himmlisch auf die Wange, daß ich in diesem Augenblick tatsächlich die Engel im Himmel singen hörte ...

„Das ist ja alles heller Schwindel", rief die Waldhornwirtin unwillig aus.

„Nein, das ist alles helle Wahrheit, so wahr ich Mundinger heiße. Und ich sag Euch bloß, Wirtin, es war in der Tat ein Hochgefühl ohnegleichen, als mir dieses appetitliche junge Ding am Halse hing. Und ich überlasse es nun ganz Euch, auszumalen, was sich weiter ereignet hat."

„Ist ja alles heller Schwindel. Schämt Euch überhaupt in Eurem Alter solchen Unsinn zu reden!" wiederholte die Waldhornwirtin noch heftiger und unwilliger als vorhin.

„Es kommt in diesem Fall rein darauf an, was Ihr selber Euch ausmalt, und es ist also noch lange nicht ausgemacht, wer von uns beiden nun eigentlich an seine Brust schlagen muß, aber daß mich einmal eine junge, wunderschöne Radlerin geküßt hat, das stimmt auf alle Fälle, so wahr ich zum Vornamen Wendelin heiße."

Gold.

Skizze von Hans W. Frahm.

Tom Hurry schiebt die Ellbogen weit auf den Tisch, wenn er erzählt. „Gold?" lacht er trocken. „Daß ich nicht lache, Jungens! Gold ist ein blanker Dreck, es ist in Wirklichkeit weniger wert als ein Brot und eine Hand voll kupferner Nägel. Bill Lawson könnte Euch das bestätigen, wenn er noch lebte. Aber ich sehe schon, daß ihr nichts von Bill Lawson gehört habt!"

Der Wirt kommt an den Tisch. „Die Sache fing damals mit einem verhungerten Indianer an. Lawson hörte ihn in einer der tausend Schluchten des Makenzies stöhnen, als er zufällig des Weges kam. Er schleppte ihn zwei Tage mit und tat allerlei für den armen Teufel, aber zuletzt ist ihm der Kerl dann doch gestorben.

Nun, dieser Indianer wußte von der Seuche in dem Goldsucherlager an der Liverpoolbay. Und als er tot war, wußte es eben Bill Lawson ganz allein. Raffte seine Sachen zusammen und machte sich auf. Das war gegen Ende des Sommers. Die Hunde scharrten in diesem Jahre schon früh an der Erde herum, jedermann schloß daraus, daß es einen harten Winter geben werde, einen frühen und harten Winter. Lawson konnte keine Rücksicht darauf nehmen.

Er hatte vierhundert Meilen bis Fort Nook, der Schnee war schon so, wie die Blizzards ihn gerne haben, als er dort ankam. Trockener Schnee, feinkörnig wie Staub, man kann an diesem Zeug ersticken, als sei es Wüstensand. Lawson sah das. Er soll zwei Tage gezögert haben, und die Leute auf dem Fort rieten ihm gut zu, bei ihnen zu bleiben. Sie fragten ihn, warum in aller Welt er gerade im Winter nach Norden wollte. Bill durfte ihnen das nicht sagen. So rückten die Leute zuletzt von ihm ab und schauten nicht einmal hinter ihm her, als er loszog.

Er war allein, wenn man von den dreißig Hunden absieht, die er mitnahm. Niemand weiß, was er auf dieser schweren Reise litt. Aber ich kann wohl sagen, daß er wie ein Verzweifelter hat arbeiten müssen, denn wir fanden Schädelknochen von Hunden und zwei zusammengebrochene Schlitten mit verdorbenem Proviant an seinem Weg, als wir zwei Sommer später hinter ihm herzogen. Und auf den letzten hundert Meilen sahen wir keine Feuerstellen mehr.

Rechnet euch das an euern Fingern nach! Zwanzig und ein paar Hundeschädel, zwei Schlitten von dreien entzwei und hundert Meilen ohne einen warmen Schluck! Bill war ein zu Tode erschöpfter Mann, als er das ausgestorbene Kamp der Goldgräber erreichte. Er fand es so vor, wie auch wir es später sahen. Acht elende Hütten, die meisten Dächer unter der Schneelast eingestürzt, in jeder Hütte ein paar Tote, im Sterben unter die Bänke gekrochen, kopfüber an die erloschenen Feuerstellen gefallen, in vermoderte Decken verwickelt, zusammengekrümmt oder wild ausgereckt, ein Anblick, wie man ihn nur nach einem Dutzend Whiskys zu ertragen vermag.

Bill ertrug ihn. Er war schon ein gezeichneter Mann, als er in das tote Kamp kam. Er wühlte in den Feuerstellen herum, er riß die Fußböden auf, er griff in die Jacken der Toten, und er fand — das Gold! Wenn er drei oder vier Tage brauchte, um die Mehrzahl der Verstecke zu finden, so war er an jenem dritten oder vierten Abend jedenfalls einer der reichsten Männer Alaskas. Er richtete eine der Hütten wieder her. Wir fanden ein paar frische Felle dort, also jagte er den Sommer über. Weil er den ersten Schnee des neuen Winters brauchte, um seine Goldlast verladen zu können, weil er Proviant machen mußte und immer noch ein kleines Dutzend Hunde zu füttern hatte, darum also jagte er.

Aber er fand nicht genug. Die Hunde magerten ab, er selbst verlor die Kräfte. Er sah den Winter herankommen und wußte genau, daß er ihn weder im Kamp noch auf Reisen überstehen würde. Der Skorbut zerfraß ihm die Zähne, er hatte kein Brot und keine Nägel, um seinen letzten Schlitten zu flicken. Er schlachtete die Hunde und verschanzte sich in seiner Hütte, er quälte sich durch den halben Winter durch, hungerte, fieberte und tobte. Zuletzt war kein Tisch und kein Schemel mehr heil, kein Fetzen Fleisch mehr genießbar, kein Stück seiner Kleidung mehr fest und ganz. Er war der reichste Mann von Alaska; nach den Aufzeichnungen, die er auf sein Lizenzpapier kritzelte, muß er zwischen vierzig und dreiundvierzig Pfund Gold besessen haben, als er eines Nachts einsah, daß er ein ganz und gar verlorener Mann sei.

Er hat in dieser Nacht vielleicht gewimmert wie ein Kind. Er hat sich selbst und die Welt verflucht, das Gold zuerst. Vielleicht hat die Spiegelscherbe neben seinem Tisch ihm dazu gedient, den verwüsteten Rest seines Gesichtes auf ein Spürchen Hoffnung zu durchsuchen. Er hat nichts dergleichen gefunden. Also nahm Bill Lawson, der reichste Mann von Alaska, seinen Revolver und jagte sich eine Kugel in den Kopf."

Tom Hurry zieht die Ellbogen vom Tisch herunter und ruft nach dem Schankjungen. „Und, was ich noch fragen wollte, Tom! Ihr seid also zwei Sommer später mit ein paar Jungens aufgebrochen, um nach den Goldsuchern und nach Lawson zu suchen?"

„So ist es, Bob! Wir waren ein ganzes Aufgebot, die meisten von uns Leute von der Hudson-Bay-Companie und von der Kanadischen Polizei. Wir haben nicht sehr viel ausgestanden dabei, denn wir reisten im Sommer und mit Tragtieren. In dem ganzen Kamp war nicht ein Zwieback, nicht ein Fetzen Fleisch, nicht eine Patrone und nicht ein bißchen Leben zu finden. Wir kehrten nach fünf Tagen wieder um."

„Und das Gold?"

Tom Hurry hebt die Hand und läßt sie hart an der Tischkante vorbei wieder heruntersinken. Das soll heißen, daß Bill Lawson das Zeug damals so gut versteckt hat, daß niemand es jemals finden kann.



Anekdoten und Schnurren.

Friedrich II. hatte im Jahre 1781 die Kaffeeregie eingeführt. Kaffeeschnüffler durchzogen die Straßen, und das edle Getränk war durch die Steuer stark verteuert. Das Volk murrte. Als der König einst in Begleitung eines Reitknechtes durch die Straßen Berlins ritt, sah er am Werderschen Markt einen Menschenauflauf. Er fand an einer Hausfront angeschlagen eine Karikatur, die ihn darstellte, wie er kümmerlich auf einem Fußschemel hockte, eine Kaffeemühle zwischen den Knien haltend, mit der Rechten mahlend und mit der Linken gierig nach den herausfallenden Kaffeebohnen greifend. „Hängt es doch niedriger, daß die Leute sich nicht den Hals ausrecken!" rief er. Die Leute erschraken, waren still, und plötzlich zerrissen sie die Karikatur in Fetzen. Unter dem Jubel der Menge ritt der Alte Fritz von dannen.

*

Einst kam der König zum Schulbesuch in das Gymnasium „Zum grauen Kloster". Als er hörte, wie „prächtig" die Schüler das Lied: „Wie groß ist des Allmächtigen Güte" sangen, sagte er: „Sie muß freilich groß und grenzenlos sein, weil sie es duldet, daß die Jungen so elend singen."

*

Der geistvolle Friedrich Wilhelm IV. verabschiedete sich von seinem Leibarzt Wiebel, der schrecklich gern noch einen Orden gehabt hätte, wenige Tage vor dem nächsten Ordensfest folgendermaßen: „Also, lieber Wiebel, beim Ordensfest sehen wir uns ja wieder." „Da gehe ich nicht hin", sagte der Arzt recht barsch. „Ich habe ja nischt gekriegt!" „Wirklich", sagte der König und schaute auf die Ordensliste, die auf dem Tische lag. „Tatsächlich!" rief er aus. „Sie stehen nicht drin! Dann gratuliere ich. Da brauchen Sie wirklich nicht hinzugehen!"

*

Schöne Spiele sind selten. Neue Spiele, die schön sind, sind noch seltener. Glücklicherweise ist jetzt eins gefunden worden, das man mit Recht so nennen kann. Drei schwedische Seebären saßen sternhagelbezecht und ödeten sich an. Es war schrecklich langweilig. Da hatten sie die große Idee: sie wollten spielen. Und erfanden folgendes Spiel: Einen schickten sie raus, und die beiden Zurückbleibenden mußten raten, wer draußen war. Einmal trafen sie es sogar.

*

Mac Kinlley hat geschäftlich in London zu tun. Von seinem Hotelfenster aus kann er die Uhr von Westminster sehen. Sofort stellt er seine Taschenuhr ab, um sie zu schonen.

*

Die Überlegene.

„Warum willst du eigentlich durchaus einen Juristen heiraten, Trude?"

„Weil es ein stolzes Gefühl sein muß, einem solchen gegenüber immer Recht zu behalten!"

*

Opfer.

„Willst du für mich ein Wort bei meiner Braut sprechen?"

„Gern, wo denn?" — „Auf dem Standesamt."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.